

**HILDE
GERG**

mit TAUFIG KHALIL

**DER SLALOM
MEINES LEBENS**

HILDE GERG
mit TAUFIG KHALIL

DER SLALOM MEINES LEBENS

*Für Anna, Wofal und Benedict
the power of love*

INHALT

Prolog

Leben auf dem Berg

Nicht nur romantisch

Die ersten Ski

Doppeltes Training

Jetzt wirds ernst

Internatsleben

Panik im Steilhang

Eine neue Heimat

Die große Bühne

Schlüsselerlebnis

Zum Glück gezwungen

Ansage in Åre

Von der Schulbank in den Kampfanzug

Schmerzen in Chile

Allrounderin

Tragödie in Garmisch

Die ersten Spiele

Olympiadebüt: Lillehammer 94

Die »Wilde Hilde«

Was lange währt ...

Verbotene Liebe

Ein ewiges Versteckspiel

Zurück in der Erfolgsspur

Frei im Kopf

Neu gemischt

Als Favoritin zu den Spielen

Dreierreihe

Big in Japan

Empfang in der Heimat

Neue Hierarchie

Eingeholt

Fahrfehler mit Folgen

Der Bruch

Nägel mit Köpfen

Der lange Weg zurück

Neue Höhenflüge

Die richtigen Entschlüsse

Eine Ehre: Salt Lake City 2002

Blech und Spiele

Hinfallen, aufstehen, Krone richten

Wo eine Wille, da ein Weg

Das Fernziel

Finale

Vorbereitung für den großen Abgang

Der letzte Sommer

Testfehler

Schluss machen

Seitenwechsel

Neue Perspektive

Vier gewinnt

Ohne Vorbereitung

12. April 2010

»Funktioniere, Hilde!«

Parallelen

Freundinnen und Freunde

Neuanfang

Zurück auf den Schirm

Studentenleben

Zulassen

Glücksregen

Keine Eile

Ehrlichkeit

Komplett

Berufe und Berufungen

Neuorientierung

Pandemie: Strategien in der Krise

Epilog

Kaiserschmarrn à la Hilde senior

PROLOG

Es gibt Momente, die ein Leben in ein Davor und ein Danach teilen. Im Sport ist das meist ein außergewöhnlicher Erfolg. Etwas, auf das du dein ganzes Sportlerleben hingearbeitet hast.

Für mich ist dieser Moment der, der aus der Skirennläuferin Hilde Gerg die Olympiasiegerin Hilde Gerg machte: dieser eine Augenblick am 19. Februar 1998.

Die Sonne scheint aus einem tiefblauen Himmel auf den riesigen Zielraum des olympischen Slalomhangs im japanischen Nagano. Zigtausend Zuschauerinnen und Zuschauer machen einen Höllenlärm. Es ist ungewöhnlich warm und der Schnee deshalb sehr schwer und tief. Ich bin einen letzten Schritt von der Vollendung meines sportlichen Traums entfernt. Einer Sache, die ich mir zehn Jahre zuvor selbst versprochen hatte. Damals, als ich im Februar 1988 als zwölfjährige Nachwuchsrennläuferin vor dem Fernseher gesessen und zugesehen habe, wie die deutsche Abfahrerin Marina Kiehl die Goldmedaille bei den Olympischen Spielen im kanadischen Calgary gewann. Als sie kurz darauf ihr Karriereende verkündete, beindruckte mich das sehr. Gold gewinnen und aufhören. Genauso wollte ich das eines Tages auch machen. In diesem Moment damals, vor dem Fernseher, war ich mir absolut sicher gewesen, dass ich das auch schaffen werde. Zumindest das mit der Goldmedaille.

Eine Bronzemedaille habe ich an diesem 19. Februar 1998 bereits: Zwei Tage zuvor bin ich, hinter meinen Teamkameradinnen Katja Seizinger und Martina Ertl, Dritte in der Kombination geworden. Doch Olympiagold ist noch mal eine andere Dimension.

Nach dem ersten Durchgang im Slalom bin ich nun Zweite. So wie 1994 in Lillehammer. Damals hatte es am Ende nicht zu einer Medaille gereicht – aber das ist eine andere Geschichte.

Jetzt hier in Nagano ist die führende Italienerin Deborah Compagnoni mit mehr als einer halben Sekunde Vorsprung relativ weit weg. Außerdem ist sie die amtierende Slalomweltmeisterin und die beste Technikerin zu dieser Zeit. Die hinter mir platzierte Australierin Zali Steggall ist nach dem ersten Lauf nur einen Wimpernschlag entfernt und fährt im zweiten Durchgang erwartungsgemäß in Führung.

Mein zweiter Lauf ist ein Drahtseilakt. In so einer Situation riskierst du als Athletin alles. Du willst, dass im Ziel die Eins oder mindestens die Zwei aufleuchtet, denn dann hast du eine Medaille sicher.

Im ersten Teil läuft es perfekt und ich baue meinen Vorsprung schnell aus. Doch dann rutsche ich bei einem Rechtsschwung leicht weg und verliere für einen kurzen Moment die Linie. Das kostet Zeit, aber immerhin bleibe ich im Rennen. Jetzt hilft in den letzten 20 Toren nur noch volle Attacke: raus oder rauf aufs Podest. Ich erwische die letzten Tore perfekt und schmeiße mich förmlich ins Ziel.

Auf der gewaltigen Anzeigetafel leuchtet es hinter meinem Namen groß und deutlich: 1!

Ich bin Erste.

Silber ist mir nun absolut sicher! In meinem Kopf explodiert ein Feuerwerk, während ich ausgelaugt in den Schnee falle und um Luft ringe. Silber bei Olympia, das ist der Oberhammer.

Bis ich meine Ski ausgezogen habe, ist Deborah Compagnoni schon unterwegs. Irgendwie ist das total an mir vorbeigegangen. Ich bin einfach nur happy und mit mir selbst beschäftigt. Als ich dann endlich wieder stehe und hochschaue, ist die Zwischenzeit schon durch, doch ich verstehe überhaupt noch nicht, was gerade passiert.

»Du musst hinschauen!«, ruft mir die drittplatzierte Martina Ertl zu, die selbst gerade um ihre Bronzemedaille bangt. »Die Compagnoni ist nur noch 35 Hundertstel vor dir, die hat schon fast die Hälfte ihres Vorsprungs verloren!«

Im ersten Moment denke ich: 35 Hundertstel – ja – mir ist das jetzt wurscht, ich habe ja eine Medaille. Nach Bronze diesmal sogar Silber.

Als ich bewusster hinschaue und die letzten 15 Tore genau verfolge, immer mit einem Blick auf meine eigene Zeit, realisiere ich, dass die

Compagnoni langsam ist. Außerdem weiß ich, dass ich den unteren Teil nach meinem Patzer extrem gut erwischt und bis zur Ziellinie gefightet habe.

Dann bleibt die Uhr stehen: +0,06.

Leck mich am Arsch. Ich glaube, ich spinne. Gold. Ich habe die Goldmedaille!

Meine Knie werden wieder weich. Diesmal vor Schreck.

Jeder umarmt mich. Deborah Compagnoni als Erste, dann Martina. Während das Rennen mit den schlechter Platzierten aus dem ersten Lauf weitergeht, schaue ich immer wieder ungläubig auf die riesige Anzeigetafel.

Da steht es: Hilde Gerg. GER!!! 1. Olympiasiegerin.

LEBEN AUF DEM BERG





NICHT NUR ROMANTISCH

Als ich im Oktober 1975 in Bad Tölz zur Welt kam, war mir meine Skikarriere quasi schon in die Wiege gelegt. Auch wenn mein Papa allen Leuten erst mal erzählt hat, dass er jetzt eine neue Bedienung habe. Die waren alle erstaunt, dass er sich im Herbst, zum Ende des Sommers, noch eine neue Servicekraft holte. Es war seine Art, den Leuten zu sagen, dass er jetzt eine Tochter hat.

Meine Eltern bewirtschafteten zu diesem Zeitpunkt bereits seit einem Jahr die Tölzer Hütte im Brauneck-Skigebiet bei Lenggries. Diese Hütte liegt auf einer Ebene unterhalb der Brauneckbahn. Das Skigebiet ist im Winter sehr beliebt und gilt als Münchner »Hausberg«. Mit dem Auto fährt man kaum mehr als eine Stunde von dort. Mit ihrer Lage auf einer Höhe von 1495 Metern war die Hütte jeden Winter komplett eingeschneit. Und das ist wörtlich gemeint, denn in den 70er-Jahren hatte es noch viel mehr Schnee als heute.

Das klingt jetzt erst mal sehr romantisch. So einige Herausforderungen hat das allerdings schon mit sich gebracht. Im Winter konnte man sich da oben zum Beispiel nur mit dem Ski-Doo, also dem Motorschlitten, bewegen. Oder eben auf Ski. Im Sommer gab es Wirtschaftswege, die mein Papa mit dem Geländewagen befahren konnte.

Um uns herum waren damals noch mehrere andere bewirtschaftete Hütten. Die Stie-Alm, die Quengeralm und ein bisschen weiter unten die Bayernhütte. Mein Papa Stefan hatte dort schon während seiner Jugend oft ausgeholfen. Später war er dann erst mal Fern- und Busfahrer. Meine Mama Hilde hatte am Tegernsee gearbeitet und wollte was anderes machen. Über das Arbeitsamt ist sie dann als Bedienung auf die Bayernhütte gekommen. Viele wollten nicht auf den Berg, doch ihr hat das nichts ausgemacht. Dabei kommt sie eigentlich aus Landau an der Isar, wo es eher flach ist.

Das mit der Bayernhütte war tatsächlich eine auch für mich wichtige Entscheidung – denn dort hat sie dann meinen Papa getroffen. Der war damals der Hausmeister.

Die beiden sind dann wenig später an den Tegernsee gezogen, wo mein Papa für ein Busunternehmen Reisen gefahren hat, während die Mama als Haushälterin tätig war. Als die Tölzer Hütte 1974 dann zur Pacht ausgeschrieben wurde, bekamen meine Eltern den Zuschlag: Im November 1974 ging es los.

Man darf sich die Tölzer Hütte jetzt nicht als kleine Skihütte vorstellen, in der vier oder sechs Leute drinsitzen und verträumt in den Schnee schauen. Unter dem Begriff Berggasthaus hat man da schon eher das Richtige vor Augen.

Es war ein relativ großes Gebäude mit einer Küche. Der Hauptbereich mit der Gaststube war unten, im hinteren Teil ging es zu den Toiletten. Das war unten alles eher massiv. Der obere Teil war komplett aus Holz. Da ist man über eine Holzstiege rauf zu den Schlafräumen. Dort war auch Platz für ein paar Übernachtungsgäste. Hinter einer Tür waren dann unsere Privaträume. Im vorderen Bereich waren das Wohnzimmer und das Schlafzimmer unserer Eltern. Dahinter habe ich mir mit meinem zwei Jahre jüngeren Bruder Stefan ein Zimmer geteilt. Der heißt übrigens nach dem Papa, während ich wie meine Mama, eben Hilde, heiße. So macht man das halt oft in den Bergen.

Das Leben auf dem Berg war eigentlich immer gleich. Wenn die Bergbahnen um acht aufgemacht haben, kamen unsere Aushilfen rauf. Meine Mama stand dann den ganzen Tag in der Küche und hat gekocht. Das war Wahnsinn. Die konnte weder Ski noch Ski-Doo fahren und ist im Winter oft vier Monate nicht vom Berg gekommen. Der Papa stand hinterm Tresen, hat das Bier ausgeschenkt, die Bestellungen aufgenommen und nach hinten geschrien. Schweinsbraten, Schnitzel und Kaiserschmarrn waren besonders beliebt. Und bis die Mama und die Küchenhilfen das Essen hergerichtet hatten, hat der Papa abkassiert. Wir Kinder haben Getränke nachgereicht. Apfelschorle und Wasser durften wir übernehmen und den Leuten hinstellen. Und wenn das Essen mal länger gedauert hat, dann haben wir uns sagen lassen, wo die Gäste sitzen, und haben es ihnen gebracht. Das war jeden Tag der gleiche Ablauf. Im Sommer waren das die Leute, die wandern, im Winter halt die, die Ski fahren.

Der Betrieb ging um elf los und bis dahin musste auf jeden Fall das Essen fertig sein. So ein Schweinsbraten, der braucht ja ein paar Stunden im Rohr. Das ging dann bis gegen 15 Uhr und dann begann das Geschäft mit Kaffee und Kuchen. Und um kurz nach vier war Schluss, denn um 16:30 Uhr fuhr die letzte Bergbahn, im Sommer erst um 17 Uhr.

Wenn die Gäste weg waren, war man froh, dass der Trubel rum war. Aber die Arbeit war noch lange nicht fertig. Dann begann das Zusammenräumen und Putzen. Das Problem war, dass unsere Aushilfen halt auch mit der letzten Bergbahn runtermussten. Da blieb dann viel Arbeit für uns liegen. Die Toiletten und die Gaststube mussten geputzt werden. Da war die Mama oft noch bis um halb acht abends beschäftigt. Später, als wir größer waren, haben wir dann geholfen, wo wir konnten, damit die Mama auch mal eine Pause bekommt und mit uns in Ruhe essen kann. Das war dann unsere Familienzeit am Abend. Ein gemeinsames Mittagessen haben wir nie gehabt. Da war immer Vollbetrieb.

Überhaupt ist so ein Leben auf einer Hütte am Berg nicht so idyllisch, wie man sich das vielleicht vorstellt. Warmes Wasser war für uns keine Selbstverständlichkeit. Das kam von einer Quelle in die Hütte rein. Wenn jetzt unterm Tag schon so viel Wasser für die Gäste oder beim Kochen verbraucht worden war, dann haben wir erst mal für unser Essen keins mehr gehabt, geschweige denn zum Duschen.

Dann hat man gewartet, bis etwas nachgelaufen ist, und dann hieß es: »Ihr habt fünf Minuten Zeit zum Duschen.«

Es war halt einfach anders. Nicht so wie unten im Tal, wo man unermesslich viel Wasser zur Verfügung hat. Außerdem haben wir unseren Wohnbereich oben gehabt und die Dusche war unten im Toilettenbereich. Da musste man immer über die kalte Stiege. Das war grauslich. Wenn wir ins Bad wollten, mussten wir zudem noch durch das Schlafzimmer meiner Eltern.

Aber irgendwie war das kein Problem. Es war klein, wir waren auf sehr engem Raum, aber wir hatten immer uns.

DIE ERSTEN SKI

Wenn du auf einer Hütte im Skigebiet aufwächst, dann wird der Schnee irgendwann zu deinem Freund. Vor allem im Winter gibt es da oben weit und breit nichts anderes als Weiß.

Selbst wenn es wie verrückt geschneit hatte, musste mein Vater raus und die Terrassen freiräumen und sich um die Tische und Außenanlagen kümmern. Ich bin dadurch relativ früh immer mit ihm in den Schnee. Wenn noch ein kleineres Geschwisterchen da ist, geht das halt eher mit der Mama und als Ältere geht man selbst mehr mit dem Papa. Ich bin immer hinter ihm her. Er hatte eine Schneefräse, mit der er ohne Ende Schnee geräumt hat, und ich immer mit meiner Schaufel hintennach. Das hat mir unheimlich Spaß gemacht. Ich war als Kind wahnsinnig viel draußen. Mal mit dem Bob, mal mit dem Schlitten.

Meine ersten Ski waren dann so kleine Rutscher. Die hatten Plastikschnallen, die man um die Winterstiefel gemacht hat. Damit bin ich mit nicht mal zwei Jahren umeinandermarschiert und habe mich draußen mehr oder weniger allein beschäftigt. Mit richtigem Skifahren hatte das aber nichts zu tun.

Das erste Mal so richtig auf der Piste war ich auf den Schultern meines Papas. Der konnte richtig gut Ski fahren und hat das oft noch in der Früh gemacht, bevor die Gäste kamen. Erst hat er sein Zeug erledigt und mich dann hochgenommen. Anfangs habe ich ganz schön Angst gehabt. Du sitzt da oben und bist komplett abhängig von dem, was der unter dir macht. Das hat oft wie wild geschaukelt und war wirklich hoch.

Mit etwas über zwei Jahren durfte ich es dann selbst probieren. Es gab da einen guten Bekannten, der Skilehrer war. Wenn der keine Gruppe dabeigehabt hat, dann hat er uns Kinder mitgenommen. Mit drei bis fünf Jahren kann man ein Kind ja nicht allein im Skigebiet umeinanderfahren lassen.

Das hat sich dann erst mit meinem letzten Kindergartenjahr, als ich etwa sechs Jahre alt war, geändert. Da hat der Papa dann beim Sessellift

angerufen und Bescheid gegeben, dass die Hilde jetzt kommt. Und wenn ich dann da war, hat der vom Sessellift sich wieder beim Papa gemeldet. So konnte ich nie verloren gehen.

Skifahren war einfach wichtig. Auch zur Fortbewegung. Während die anderen Kinder morgens mit dem Bus oder von der Mama in die Schule gefahren wurden, bin ich ab der ersten Klasse mit den Ski gekommen. Das war damals total normal. Man ist halt in der Früh raus mit dem Skianzug. Den Schulranzen hat der Papa auf dem Ski-Doo über den Fahrweg transportiert, während wir über die oft unpräparierten Pisten gefahren sind. Wir waren immer in einer kleinen Gruppe unterwegs. Anfangs mit einer Freundin aus einer benachbarten Hütte, später kam noch mein Bruder dazu. Ich habe mit dem Weg nie ein Problem gehabt, auch wenn es Tage gab, an denen das wirklich keinen Spaß mehr gemacht hat. Denn manchmal hat es so viel geschneit, dass ein kleines Schulkind komplett bis obenhin im Schnee versinken konnte.

Um zur Schule zu kommen, mussten wir erst ein Stück mit dem Lift rauf und dann über einen steilen Hang zu einem Flachstück runter. Da brauchte man relativ viel Schwung, um weiterzukommen. Doch da war eines Tages so viel Schnee, dass nichts mehr ging. Wir haben uns dann entschieden, einen anderen Weg rauszuwandern. Blöd war nur, dass der Papa mit dem Ski-Doo über den anderen Weg gefahren ist. Da bist du dann endlos gestapft, während die anderen alle schon im Warmen saßen. Irgendwann war dir dann auch egal, ob du pünktlich um 8 Uhr in der Schule ankommst. Da hast du wirklich andere Sorgen. Am Ende ist dann aber immer alles gut gegangen und wir sind heil vom Berg runtergekommen.

Dadurch ist man halt sehr schnell selbstständig geworden. Und ich habe Intuition gelernt, die mir später sicher oft bei meinem Sport geholfen hat. Du musstest bei der Abfahrt ja selbst entscheiden, wie du da am besten runterkommst. Da geht es auch um die Wahl der richtigen Linie.

Unten angekommen hat uns der Papa dann mit dem Auto in die Schule gefahren. Wir müssen in der Pause anfangs ziemlich deppert ausgesehen haben, denn wir hatten lange noch keine Ersatzschuhe in der Schule deponiert. Auf dem Pausenhof sind wir dann immer zwischen den anderen Kindern in unseren Skischuhen umeinandergelatscht.

Während der Hinweg über die Piste aber meistens noch lustig war, war der Rückweg oft eine einzige Qual. Weil da kein Bus fuhr und uns der Papa wegen des Hüttenbetriebs nicht holen konnte, mussten wir im Winter oft in den Skischuhen und mit Schulranzen von der Schule zum Lift laufen. Das waren rund zweieinhalb Kilometer über eine lang gezogene Teerstraße. Irgendwann kanntest du jeden Strauch persönlich. Den Lift hast du schon in der Ferne gesehen, aber um da hinzukommen, musstest du gehen und gehen und gehen. Da war man oft mehr als eine halbe Stunde unterwegs. Manchmal verging einem da ganz mächtig die Laune. Aber es gab halt keine Alternative. So was prägt einen auch gewaltig. Und die schlechte Stimmung hielt nie lange an. Im Laufe der Jahre wurden wir immer mehr Kinder, die den gleichen Weg hatten. Und ich hatte meine Gruppe Mädels. Wir haben aufeinander gewartet und uns gegenseitig angespornt. Wenn wir angekommen waren, haben wir die Ski angezogen und das alles hat nichts mehr ausgemacht. Endlich im Lift haben wir wieder geratscht und es wichtig gehabt, wie die kleinen Weiber halt so sind.

DOPPELTES TRAINING

Mit dem sportlichen Skifahren hat das, was wir als Kinder so gemacht haben, nicht viel zu tun gehabt. Damit ging es erst los, als ich in den SC Lenggries eingetreten und meine ersten Rennen gefahren bin.

Ich war gerade neun Jahre. Und das war schon richtig spät zum Starten. Ich war zwar wahnsinnig früh viel Ski gefahren, aber im Vergleich zu anderen Kindern war ich echt alt für eine, die mit dem Training anfängt. Das Skifahren im freien Gelände kann man nicht mit dem Skifahren um die Tore vergleichen. Der Erfolg war dementsprechend mäßig. Bis man da eine wirkliche schnelle Linie durch die Tore findet, muss man recht viel üben. Das hat ein bisschen gedauert, bis ich dann mal bei einem Skirennen gewonnen habe. Bis ich zehn oder elf war, bin ich nie unter die ersten drei gekommen.

Es war dann schon ein Riesending, als ich irgendwann mal auf dem Treppchen stand und einen Pokal bekommen habe.

Das war was ganz Besonderes für mich. Diesen Pokal habe ich dann gehütet wie meinen Augapfel. Der hat den schönsten Platz im Zimmer gekriegt. Und bis dann mal der zweite dazugekommen ist, verging eine Ewigkeit. Ich musste mir das alles sehr hart erarbeiten. Es war nie so, dass ich mir gesagt habe: »Hey, ich bin der Überflieger, ich kann alles und das läuft eh alles von selbst!« Wenn ich was gekonnt habe, dann habe ich immer gewusst, warum ich das konnte.

Sei es eine Skitechnik oder irgendein Ansatz, wie man an ein Rennen herangeht. Wenn ich es geschafft habe, meine Nervosität vor einem Rennen zu beherrschen, dann wusste ich auch, warum das jetzt für mich funktioniert. Das lag sicher daran, dass ich mir alles von klein auf draufschaffen und Lösungen entwickeln musste. Es war nie so, dass ich sagen konnte, das kann ich von Haus aus und ich weiß gar nicht wieso.

Das war aber auch gut so. Denn wenn es mal nicht funktioniert hat, dann musste ich nicht lange überlegen, warum das nun so ist und wie ich es wieder herbringe. Bei mir hat es einfach länger gedauert. Das war mein Weg. Der war nicht immer ganz einfach, aber ich habe es eben unheimlich gerne gemacht.

Allein der Aufwand, zum Training zu kommen, war für mich viel größer als für andere Kinder, die von den Eltern gefahren wurden. Wenn nachmittags Skitraining war, dann bin ich nach der Schule zuerst mit dem Skilift heimgefahren. Um zum Training zu kommen, habe ich dann wiederum drei andere Lifte gebraucht, bis ich an dem Lift war, an dem das Skitraining stattfand. Meistens war es schon kurz vor drei, bis ich überhaupt dort war. Die anderen waren dann schon längst mittendrin. Für mich blieben kaum mehr als vier oder fünf Trainingsläufe, denn ich musste ja wieder mit der letzten Bergbahn zurück auf die Hütte fahren. So habe ich die Trainingseinheiten nie voll mitmachen können.

Klar wäre es manchmal leichter gewesen, daheim zu bleiben und zu spielen, statt für fünf Läufe die umständliche Anreise zum Trainingshang auf mich zu nehmen. Aber ich habe das Skitraining geliebt. Auch weil das eine gute Gruppe war. Die Aussicht, die anderen zu treffen und mit ihnen durch die Tore zu fahren, war eine große Motivation. Vielleicht hat es geholfen, dass ich gar nicht wusste, dass die anderen von den Eltern an der Schule

abgeholt wurden. Mit der Semmel und dem Skianzug im Auto sind die von der Mama zum Lift gebracht worden, während ich mit meinen Skistiefeln über die Straße gelatscht bin. Ich hatte keine praktische Unterstützung von meinen Eltern an der Stelle, weil das zeitlich und vom Aufwand her einfach nicht möglich war. Dafür haben sie mich unterstützt, indem sie mich haben machen lassen. Das Wichtigste war das Zutrauen, dass ich da jetzt hinfahren kann und dann auch pünktlich und gesund wieder heimkomme. Und sie wussten, dass ich im Anschluss noch meine Hausaufgaben mache und alles funktioniert. Das war ganz wichtig für meine Entwicklung.

JETZT WIRDS ERNST



INTERNATSLEBEN

Ich hatte als Kind weder Konditionstraining noch Kinderballett oder Kinderturnen. Und ich war auch nicht mit fünf schon in der Bambinigruppe irgendeines Clubs, wo man Rollen vorwärts und rückwärts und Sprünge über irgendwelche Dinge übt. So was gab es bei uns da oben am Berg nicht. Also hatte ich unheimlich viel gegenüber denjenigen aufzuholen, die nicht erst mit neun Jahren im Skiclub angefangen hatten. Erst als ich 14 war, kam ich den anderen Schritt für Schritt näher.

Damals war das System auch noch anders als heute. Wenn du mit elf noch nicht top warst, dann hat es auch noch gereicht, wenn du mit 13 oder 14 dabei warst. Diese Zeit hat man jetzt oft nicht mehr.

Das Konditionstraining im Sommer mit dem vielen Laufen war für mich dann der Horror. Ich bin wahnsinnig gern Ski gefahren, aber alles andere war schlimm, weil alle besser waren als ich. Deshalb war es so entscheidend, langsam zu merken, dass ich zumindest auf den Ski jetzt immer näher an die Spitze rankomme. Besonders gut erkennen konnte ich das an der Pantherwertung. Das ist eine deutschlandweite Wertung im Skirennsport für Schüler. Mit der Zeit bin ich da immer weiter vorn gewesen. Das war ganz wichtig für meinen Werdegang, denn damit stiegen mein Selbstvertrauen und mein Ehrgeiz. Ich wollte auf alle Fälle mindestens einen silbernen Panther. Von den goldenen gab es nur zwei für ganz Deutschland. Dieses Ziel habe ich erreicht und gemerkt, dass es in die richtige Richtung geht und dass es Sinn macht, hier mehr zu investieren. Das hatte allerdings große Veränderungen in meinem Leben zur Folge.

Die Situation daheim war unheimlich kompliziert, denn der Papa musste mich nach den Rennen ständig mitten in der Nacht mit dem Ski-Doo irgendwo abholen. Das war ungemütlich, kalt und ein wahnsinniger zeitlicher Aufwand. Also zog ich mit 14 Jahren daheim aus und in das Internat der St.-Irmengard-Realschule nach Garmisch. Das passte perfekt,

weil sich dort das Skifahrerzentrum mit den Trainern befand, bei denen ich in der Mannschaft fuhr.

Zum ersten Mal hatte ich kurze Wege. Von der Schule in mein Zimmer waren es jetzt über den Essensaal nur noch ein paar Meter. Zum Training wurde ich abgeholt, und wenn ich zurückgebracht wurde, konnte ich gleich meine Hausaufgaben machen. Das war purer Luxus, verglichen mit dem Aufwand, den ich während der ersten Schuljahre am Berg betreiben musste. Mein Tag hatte nun viel mehr Stunden, die ich zum Trainieren und Lernen nutzen konnte.

Weil man aber im Wintersport dem Schnee oft hinterherfahren muss, hatte ich durch das viele Gletschertraining – das eben nicht um die nächste Ecke stattfand – eine Menge Fehlzeiten. Die haben die Lehrkräfte dann mit mir nachgeholt.

Wenn ich das alles von zu Hause aus gemacht hätte, hätte ich viele Stunden in die Fahrerei investieren müssen. So passte alles zusammen. Mein Leben war nun ganz auf den Sport zugeschnitten.

PANIK IM STEILHANG

Dass ich in meiner Karriere mal sieben Weltcupabfahrten gewinnen sollte, war bei meinem Wechsel nach Garmisch nicht wirklich abzusehen.

Bis dahin fuhr ich eigentlich nur Slalom und Riesenslalom. Mit der Abfahrt beginnt man in der Regel erst mit 15 Jahren. Das ist ein riesiger Unterschied zu dem, was man bis dahin so gemacht hat, und eigentlich ein ganz eigener Sport. Beim Riesenslalom ist der Ski maximal 1,90 Meter, beim Slalom sogar noch deutlich kürzer. Damit fährt man dann mit mäßiger Geschwindigkeit durch relativ eng aufeinanderfolgende Tore. Bei der Abfahrt sind die Bretter ganze 2,15 Meter lang. Mit so was hatte ich bis dahin überhaupt keine Erfahrung.

Als dann im Januar 1991 die deutschen Jugendmeisterschaften in Garmisch anstanden, war ich gerade 15 geworden, also alt genug, um die Abfahrt mal auszuprobieren. Wir hatten vorher keine Gelegenheit, das viel zu trainieren, sondern sind einfach am Tag vor den ersten Trainingsläufen zum Freifahren gegangen. Dummerweise hat es sehr stark geschneit und

war auch noch nebelig. Das Letzte, was du willst, ist, mit so einem langen Ski, dessen Eigenschaften du überhaupt nicht kennst, im Tiefschnee umeinanderzurutschen.

Ich bin dann wie ein Anfänger nur im Stemm- und Pflugbogen gefahren und habe mich wie eine Skischülerin gefühlt. Mit Abfahrtstraining hatte das bei mir gar nichts zu tun. Irgendwie konnte ich mich mit dem Gerät nicht anfreunden. Das war mir alles zu lang und der Ski wollte auch so überhaupt nicht das machen, was ich mir vorgestellt habe.

Als ich dann am nächsten Tag zum Abfahrtstraining bin, habe ich gleich den nächsten Schreck bekommen. Vor jedem Rennen oder Training besichtigt man eine Strecke, indem man sie abrutscht. Was mir gleich auffiel, waren diese irre weiten Torabstände. Beim Slalom fährt man von kurzem Schwung zu kurzem Schwung, aber da musste man zwischen den Toren extrem viel geradeaus und Hocke fahren. Dabei wird man natürlich auch sehr, sehr schnell. Genau das macht ja die Faszination dieses Sports aus. Das Problem war nur, dass ich so was bis dahin noch nie gemacht hatte. Ich wusste bestenfalls aus dem Fernsehen, von irgendwelchen Skiübertragungen, wie das aussieht.

Als ich dann das erste Mal im Starthaus stehe, wird es mir langsam mulmig. Obwohl ich einen dicken Rennanzug trage, würde ich am liebsten die Jacke anbehalten, um im Falle eines Sturzes noch besser gepolstert zu sein. Die ersten Stockschübe am Start fallen entsprechend bescheiden aus. Fast zaghaft schiebe ich mich auf die Strecke. Im oberen Teil geht es erst mal relativ flach weg. Das funktioniert alles noch wirklich gut und steigert mein Unbehagen nicht weiter.

Blöderweise waren in der Woche vor unseren Meisterschaften aber ein paar Weltcuprennen auf der Kandahar, wie die Rennstrecke in Garmisch-Partenkirchen heißt. Für solche Rennen wird eine Piste in der Regel von oben bis unten komplett vereist. Das hat mit Schnee, wie man ihn vom Skiurlaub kennt, bis auf die Farbe, überhaupt nichts mehr zu tun. Dieses Eis ist wichtig, damit alle Rennläufer ungefähr gleiche Bedingungen haben, denn je weicher eine Piste wird, desto mehr Löcher und Schläge kommen da rein. Und genau diese Nähe zu den Weltcuprennen sollte mir nun zum Verhängnis werden, denn die Piste war für die besten und schnellsten